

Hengameh Yaghoobifarah: „Schwindel“

Polyamorie, Sex und Vokuhila

Von Nora Karches

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 28.02.2025

Freitagabend, ein Hochhaus, 15. Stock. Dort oben treffen in Hengameh Yaghoobifarahs Roman „Schwindel“ vier Menschen aus der Großstadt aufeinander. Heraus kommt ein interessantes Buch mit Stärken und Schwächen, in dem auf engem Raum die Konflikte unserer Gegenwart ausgehandelt werden.

Wohin man auch schaut in der Kunst – es sind im Moment vor allem queere Positionen, aus denen heraus die ästhetisch aufregendsten Ausdrucksformen entwickelt werden. So untersucht Paul B. Preciado, der mit seinem schillernden Kunstfilm „Orlando, meine politische Biografie“ zur Berlinale eingeladen wurde, wie mit Mitteln des Theaters davon erzählt werden kann, wie Menschen eine Transition erleben. In der Musik inszeniert sich die nichtbinäre Person Héloïse Letissier, Kopf der Band Christine and the Queens, als androgyne Kunstfigur und geht mit freiem Oberkörper auf Welttournee. Und in der Gegenwartsliteratur erproben Kim de l’Horizon und Hengameh Yaghoobifarah experimentell-fluide Schreibweisen und erschließen so auch thematisch neue Kontinente.

Polyamorie in der Großstadt

„Schwindel“ – so lautet der programmatische Titel von Hengameh Yaghoobifarahs zweitem Buch. Und schon die Konstellation der Figuren lässt erkennen, dass Liebe und Begehren hier neu in den Blick genommen werden: Im Zentrum steht keine Hauptfigur, sondern ein queeres Polykül um Ava, die mit drei Menschen gleichzeitig ein Verhältnis hat.

„Ich will mit dir reden“, sagt Silvia und stellt sich mit hüftbreit parallel zueinander stehenden Beinen auf Avas Türmatte. „Jetzt nicht. Ich hab Besuch.“ – „Du, Ava, das ist mir egal, du bist mir zumindest eine Antwort schuldig.“ Ava verdreht die Augen. „Wie stellst du dir das vor?“ Ohne groß nachzudenken, drängelt Silvia sich an Ava vorbei in die Wohnung.“

Vier Figuren, die voneinander wissen, sich aber nicht kennen, treffen an einem Freitagabend aufeinander. Ava und Robin haben ein Date, bis Delia, wie sie Anfang 30, aber anders als Ava und Robin keine Frau, sondern nichtbinär, hereinplatzt. Gefolgt von Silvia, wobei Silvia im Verhältnis älter ist als die Anderen, was dem Buch guttut. Hengameh Yaghoobifarah gestaltet sie als selbstbewusste Boomer-Lesbe, magentafarbener Lippenstift und der Körper durchtrainiert, sodass Silvias Style und Sex Appeal dem der Jüngeren mit ihren Vokuhilas und gebleichten Augenbrauen in nichts nachsteht.

Hengameh Yaghoobifarah

Schwindel

Blumenbar, Berlin

240 Seiten

23 Euro

Gesprächsbedarf auf dem Dach

Der eigentliche Schauplatz dieses Kammerspiel-Romans, der das Motiv der unfreiwillig eingesperrten Gruppe in unser Jahrhundert holt, ist dann allerdings das Dach des Hochhauses. Denn dort oben finden sich die vier kurz darauf wieder. Ohne Schlüssel. Und nein. An diesem Ort, der dramaturgisch überzeugt, weil er zugleich klaustrophobisch und offen ist, werden in den kommenden Stunden keine Sticker ins Poesiealbum geklebt.

„Hey, hey, hey“, sagt Silvia jetzt und fuchtelte mit ihren Händen in der Luft. Beschwichtigend stellt sie sich vor Ava, geht mit einem schnellen Blick sicher, dass in ihrem Rücken noch eine Säule steht und nicht bereits der Abgrund lauert. „Können wir uns vielleicht darauf einigen, dass wir uns keine Gewalt androhen? Wir sind hier oben in einer sehr verletzlichen, ja, das meine ich wortwörtlich, einer sehr verletzlichen Position. Es hilft niemandem weiter, jetzt so aggressiv aufeinander loszugehen. Finden wir da einen Konsens?“

Hengameh Yaghoobifarah trifft ihn genau, den spezifischen Ton eines Milieus, in dem erst die Gesprächsregeln festgelegt werden, bevor man das eigentliche Problem angeht: Avas Unwillen, Verantwortung zu übernehmen.

Zwischen die unterhaltsamen Dialoge auf dem Dach sind Rückblenden geschoben, in denen es um die Vorgeschichte geht. Und dieses Bauprinzip ist zugleich Segen und Fluch des Romans. Denn einerseits bekommen die Figuren durch die Einzelepisoden psychologische Tiefe. Andererseits werden die Passagen in der Rückschau zum Problem, wenn sie den Fortgang der Handlung zu oft und zu lang unterbrechen. So erfahren wir etwa nicht nur, wie Ava und Silvia sich kennengelernt haben, sondern bekommen gleich Silvias gesamtes Leben als Erwachsene erzählt. Sodass man sich fragt: Was nimmt die Erzählbewegung dieses Romans in den Fokus? Die Interaktion der vier Figuren oder deren unterschiedliche Lebensgeschichten? Das eigentlich Interessante ist das Vakuum der Erzählsituation auf dem Dach.

Die Innenschau-Passagen überzeugen

Durch die Bauweise hat der Roman auch die Tendenz, ständig das Erzähltempo zu wechseln, und das fühlt sich beim Lesen ein wenig so an, als sei ein ausladender Fell-Sattel aufs Rennrad montiert: Die Dialog-Szenen gehen nach vorne, versprechen eine rasante Fahrt, während die Rückschau-Passagen zur eingehenden Betrachtung einladen. Dass Hengameh Yaghoobifarah beides kann, witzigen Szene-Talk und nachdenkliche Innenschau, zeigen vor allem die kleingeschriebenen Kapitel, die Einblick in die Gefühlswelt der nichtbinären Figur Delia geben.

„die geburt des gefängnisses, oder zumindest eines der vielen, kann delia leicht zurückverfolgen. es war der moment, in dem jemand einfach so entschied, einem frisch geborenen baby die kleinen beine auseinanderzureißen und anhand des gewimmels, das dazwischen stattfand, eine kategorie zu bestimmen, die einen das gesamte scheißleben lang verdammen sollte. Wessen dumme idee war das eigentlich?“

ein gefühl, das immer da ist: das monster im käfig zu sein.“

Hier wird durch grafische Elemente auch der Satzspiegel aufgebrochen, sodass – wir kennen das Verfahren aus der konkreten Poesie – der Text etwa in einer Wortspirale verschwindet. Und vielleicht liegt hier der Kern dessen, was queeres Schreiben sein kann: Eine Auseinandersetzung mit Sprache, seit jeher ein Instrument von Macht. Und so ist „Schwindel“ als Roman nicht dort am interessantesten, wo er unter Verwendung von Neopronomen explizit queeren Sex schildert, sondern in jenen Passagen, die offenbaren: Bilder legen sich auf Körper, lasten mitunter auf ihnen. Doch wer schreibt, entscheidet selbst über die Art des Sehens und Gesehenwerdens und kann so den Diskurs um Geschlechtervorstellungen ein Stück weit umformen. Eben dazu war Literatur schon immer da: um der Vision einer neuen Welt Gestalt zu verleihen.